

Ein salomonisches Urteil.

und jeder gibt dem andern gute Ratschläge, wo er sich hinstellen und anfassen soll. Am meisten Spektakel machten die Weiber. Wer soll da hören, wer ein Kommando verstehen? Da heißt es, energisch auftreten. Endlich gelang es uns, die Leute zum Schweigen zu bringen und sie zu bewegen, da anzufassen, wo wir es ihnen sagten. Zuletzt ging alles gut; die Arbeit war getan, und wir entließen das Volk mit den Worten: „Siyanibonga kakulu, anibuyisele u Nkulunkulu! Hambani kahle, vielen Dank! Vergelt's Gott! Geht in Frieden!“

So verging die erste Woche. Samstag mittags verließen wir unsern Arbeitsplatz und kehrten mit der Bahn nach Mariannhill zurück, wo wir gegen Abend ankamen. Nachdem wir bei unserm Obern den Reisegehalt geholt, suchten wir vor allem die Badezellen auf. In unserm Kaffernquartier war nämlich jetzt, zur

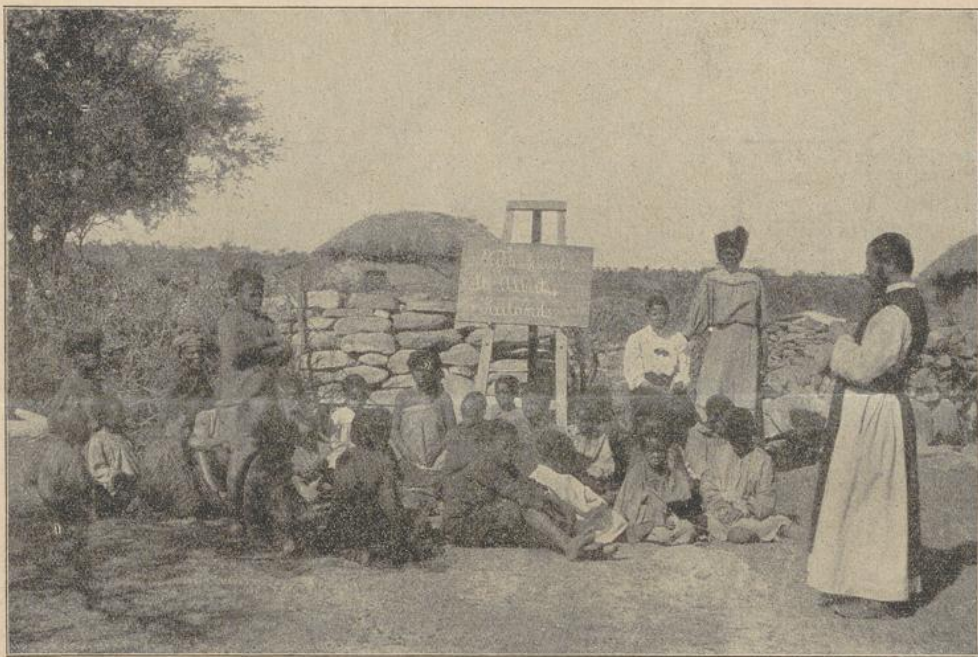
Ein salomonisches Urteil.

Vom Hochw. P. Joseph Wiegner.

Emaus. — Florian, einer unserer schwarzen Arbeiter, zählt zu den verlässigsten Neuchristen, die wir haben. Er ist von männlichem, geordnetem Charakter und geht regelmäßig alle Monat zu den hl. Sakramenten.

Warum er noch kein Weib bekommen konnte, hat seine eigenen Gründe. Die Hauptbedingung, zehn Stück Ochsen für den Vater der Braut, war längst erfüllt, denn er war früher in den Diamantenfeldern in Kimberley und in den Goldgruben von Johannesburg gewesen und hatte sich da schweres Geld verdient. Doch da kam eine der bösen afrikanischen Viehseuchen und raffte ihm seine ganze Herde bis aufs letzte Stück hinweg.

Inzwischen lernte Florian eine gewisse Christina kennen, die sich gegenwärtig auf unserer Missionsstation



Heiba-Schule oder „St. Albert“, eine Augenstation von Steilands. (P. Albert Schweiger.)

Winterszeit, Wasser etwas sehr Rares und Kostbares. Man mußte es weither mühsam holen, denn alle Quellen und Bäche waren ausgetrocknet. Als wir das erstmal Waschwasser verlangten, brachte uns ein Mädchen in einem Becherchen gerade soviel, daß wir die Hände etwas anfeuchten und den Schlaf aus den Augen treiben konnten. Staub und Schweiß wischten wir uns dann mit einem weißen Handtuch ab, das wir vom Mutterhause mitgenommen hatten. Wie es aber am Schlusse der Woche aussah, möge unser Bruder Waschmeister sagen, dem wir es in Mariannhill einhändigten.

Nach der körperlichen Reinigung nahmen wir im hl. Bußsakramente eine geistige vor und gingen dann der Kirche zu. Wir hatten die ganze Woche hindurch keine hl. Messe und keine hl. Kommunion gehabt und fühlten es nun als große Wohltat, daß wir wieder in der Gemeinde weilen und gemeinsam mit unsern Brüdern den Sonntag halten konnten. Das stärkte und erquickte uns wieder für die Arbeit der kommenden Woche.

(Fortsetzung folgt.)

befindet, um das Nähen zu lernen. Um sie zu gewinnen, entschloß er sich, ein zweitesmal nach Johannesburg zu gehen, doch das ungünstige Klima setzte ihm diesmal so zu, daß er rasch zurückkehren mußte. Er suchte und fand Arbeit bei uns, so daß nun beide hier in Emaus beisammen sind; er als Geldarbeiter, sie als Nähmädchen.

Da gab es eines schönen Tages einen argen Krach! — Die Ursache war an sich eine Kleinigkeit. Florian hatte seiner Christina einen Bleistift geliehen. Er achtete nicht weiter darauf, bis er plötzlich dieses sein Schreibzeug in der Hand eines andern Arbeiters erblickte: „Wie kommst du zu diesem Bleistift?“ — „Christina hat ihn mir gegeben.“ — „Wie konnte sie das tun? Der Bleistift gehört mir!“ — Schwarzer Verdacht steigt in seinem Herzen auf.

Was tun? Soll er den Bleistift so mir nichts, dir nichts von Christina zurückfordern? Das wäre kleinlich gewesen und hätte ihn in den Verdacht gebracht, ein großer Geizhals zu sein, was bei den Kaffern immer

als arge Schande gilt. Er wollte deshalb die Sache fein einfädeln, suchte seine Braut auf und begann mit folgender wohlgelesener Rede: „Christina, du weißt, ich arbeite hier schon geraume Zeit, um das nötige Geld zu unserer Heirat zu gewinnen. Nun möchte ich gerne wissen, wieviel ich mir schon verdient habe. Das ist eine lange und schwierige Rechnung, und dazu benötige ich den Bleistift, den ich dir vor einiger Zeit geliehen. Gib mir ihn wieder zurück!“ —

Christina erklärte barsch, sie wisse nicht, wohin der dumme Bleistift gekommen, und spielte überhaupt die Verdrossene und Uebelgelaunte. Es gab Rede und Gegenrede, Florian kommt in die Hitze und läßt, ehe man sich's versteht, seiner Christina eine schallende Ohrfeige abbilden. —

Diese ist wie aus den Wolken gefallen, zieht sich weinend in den Schmollwinkel zurück und schreibt dem

geschlagen, aber lag nicht schließlich die ganze Schuld nur bei ihr? Warum hatte sie den Bleistift einem landfremden Menschen geschenkt, und warum hatte sie ihrem Bräutigam, als er so ruhig und vernünftig darnach fragte, solch schnippische Reden gegeben? Das muß einen rechtschaffenen Mann erzürnen. Und ihr Florian war ein Mann, ein ganzer Mann! Sie hatte die handgreiflichsten Beweise davon, war sie doch bei der unerwarteten Ohrfeige bis in die andere Ecke geflogen. Unter zehn Männern hätte sich nicht einer zu einer solchen Kraftleistung erchwungen! Und einen solchen Helden sollte sie nun kurzerhand laufen lassen? — Sie beschloß, ihre Mutter zu fragen. Eine Mutter weiß immer Rat und versteht sich auf die Herzensangelegenheiten eines Mädchens.

Christinas Mutter war eine kluge, vielerfahrene Frau und gab ihrer Tochter folgenden salomonischen



Dr. Eduard, Doktor und Totengräber in Centocow,

hat vor kurzem das tausendste Kind in Centocow eigenhändig beerdigt. Er hat beständig eine zahlreiche Kundschaft, sowohl unter den Kindern der Missionsstation, wie bei den auswärtig wohnenden Kaffern.

Florian einen Brief des Inhalts, sie wolle nichts mehr von ihm wissen. Wenn er sich jetzt schon herausnehme, sie mit Schlägen zu traktieren, da sie ihm noch gar nicht angetraut sei, was würde er dann erst tun, wenn sie sein Weib wäre? . . .

Florian sah ein, daß ihm der Jähzorn einen schlimmen Streich gespielt; er wollte wieder einsinken und schickte seinen Bruder zu der erzürnten Christina, den Frieden anzubahnen; doch auch dieser ward von der entrüsteten Braut entschieden abgewiesen. — Florian glaubte, es sei da nichts mehr zu machen, und ging nun ruhig seine Wege, ohne Christina auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das aber hatte Christina nicht erwartet, sie hatte vielmehr gehofft, er würde, wenn auch zehn- und zwanzigmal abgewiesen, immer wieder bei ihr anklopfen. Nun ließ er sie sitzen! Wo in der Welt würde sie wieder einen solchen Mann bekommen? Gewiß, er hatte sie

Rat: „Mein Kind, warum fragst du mich in einer Sache um Rat, die schließlich dich allein angeht? Du mußt mit Florian zusammenleben, wenn du ihn zum Manne nimmst, nicht ich. Ihr habt jetzt eines elenden Bleistiftes wegen einen solchen Streit miteinander angefangen. Kind, in der Ehe wird es noch viele Streitfälle geben, die bedeutender sind als dieser. Ich weiß zum voraus, dann wird meine Christina jedesmal zu mir laufen und mir vorjammern: „Mutter, siehe, der Florian, den ich einzig und allein auf deinen Rat hin zum Manne genommen, hat mir wieder dies und das getan! O ich hatte ihn schon vor der Hochzeit kennen gelernt und hätte ihn nie genommen. Mutter, du bist Schuld an meinem Unglück!“ — Gewiß, so wirst du dann brechen.

Doch damit will ich jetzt keineswegs gesagt haben, daß du die Hand des Florian für immer ausschlagen sollst. Denn, soviel ich merke, steckt noch immer ein

starker Funke von Liebe zu ihm in deiner Brust. Wächst der Funke zur hellen Flamme an und bist du wieder ganz in deinen Florian verliebt, doch ohne die Möglichkeit, ihn zum Manne zu bekommen, dann wirst du gleichfalls mir die Schuld geben und sagen:

„Mutter, auf deinen Rat hin habe ich das Verhältnis mit Florian abgebrochen. Es tut mir jetzt leid! Er hatte mich nur in der ersten Aufwallung geschlagen und ist sonst ein prächtiger, herzenguter Mann. Die meisten Männer sind etwas hitzig, das liegt so in ihrer Natur. O, wir hätten uns bald wieder versöhnt und wären das glücklichste Paar geworden, doch du, Mutter, du bist Schuld, daß ich einen so trefflichen Mann verloren und nun verschmäht und verachtet dafüße.“ — Gewiß, Kind, so würdest du sagen. Drum überlege die

sie den Namen Gaudentia erhielt. Ihrer beständigen Kränklichkeit wegen — sie redete stets mit leiser, gedämpfter Stimme — wurden ihr nur leichtere Hausarbeiten aufgetragen. So wuchs sie zur Jungfrau heran. Ihre Eltern aber hatten inzwischen die alte Heimat verlassen und sich in der Nähe unserer Missionsstation Citeaux (sprich Cito) niedergelassen. Eines Tages äußerte Gaudentia den Wunsch, ihre lieben Eltern besuchen zu dürfen, was man ihr ohne Bedenken gestattete. Doch siehe, daselbst machte sie Bekanntschaft mit einem heidnischen Jüngling, und von der Stunde an war es um ihre Treue im christlichen Glauben geschehen. Zum Erstauen aller warf sie bald darauf ihre christlichen Kleider weg, legte dafür den heidnischen Braut schmuck an und begab sich mit einigen andern



Missionsbild aus Hardenberg. (P. Chrysostomus Ruthig.)

Drei Generationen auf einem Pferde? Ja, bei Regenwetter und geschwellenen Flüssen könnt ihr das bei den Basutos alle Tage sehen.

Sache wohl und tue dann, was du willst. Mir aber sollst du später keine Schuld zuschreiben, wenn es dir nicht nach Wunsch und Willen geht.“ —

So die treffliche Mutter. Was wird nun unsere Christina tun? Denn der famose Streitfall ist zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht aus. Nun, soweit ich meine Pappenheimer kenne, wird es schließlich zwischen Florian und Christina doch zu einer glücklichen fröhlichen Hochzeit kommen.

Wie gelebt, so gestorben.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Mozintaba besuchte längere Zeit unsere Missionschule in Czenstochau oder Centocow (sprich Centokau), wie man hier zu sagen pflegt. Sie hatte den elterlichen Kraal heimlich verlassen, zeigte sich in der Schule willig, leutsam und still und wurde daher nach vollendeter Probezeit zur hl. Taufe zugelassen, wobei

heidnischen Mädchen zum Kraale des Bräutigams, um sich mit ihm auf heidnische Art zu vermählen. —

Unser Hochw. P. Missionar bot zwar alles auf, den unseligen Schritt zu verhindern; umsonst, das betörte Mädchen schlug jede Ermahnung in den Wind und lebte fortan als Heidin. Ein paarmal kam sie zwar noch zur Kirche, blieb dann aber wieder ein paar Jahre aus. Stellte man sie zur Rede, so pflegte sie zu sagen: „Ich wollte gerne kommen, aber ich kann nicht, ich bin krank.“ So vergingen fünf bis sechs Jahre. Ihr Mann nahm sich inzwischen ein zweites Weib, Gaudentia aber blieb dennoch bei ihm.

Eines Tages erhielten wir die Nachricht, Gaudentia sei wirklich krank, ja schon dem Tode nahe, pansi kwokusa, wie die Schwarzen sagen. Da machten wir uns auf den Weg und nachdem wir mehr als zwei Stunden bergauf und bergab gewandert waren, fanden wir sie krank und elend, auf einer Vinlenmatte liegend, notdürftig in eine alte Wolldecke eingehüllt. Unsere Krankenschwester gab ihr zwar eine Medizin, erklärte